

„Tausche Buch gegen Rezension“

Welcher Teufel hat mich geritten, auf obiges Angebot einzugehen?

War es die Gier, ein Buch geschenkt zu bekommen? Wohl kaum. Es gibt keinen Raum unserer Wohnung ohne Bücher, sieht man vom Bad und der Vorratskammer ab. Dazu gibt es eine zweite, recht große Bibliothek auf dem Speicher. Die Gier nach Büchern scheidet definitiv aus. Wenn Gier, dann allerhöchstens die Neu-Gier. Neugier nach einem Buch, welches man sich sonst vermutlich nicht gekauft hätte.

War es der Reiz, einmal den Versuch zu wagen, in die Fußstapfen eines Reich-Ranicki zu treten, um dann endlich zu erkennen, dass diese viel zu groß sind? Vielleicht ja.

Oder war es einfach nur die nette Aufforderung einer noch netteren, mir persönlich bekannten Erfurterin, die alles andere als ein „schwarzes Schaf“ ist? Ja, auch das war es ein klein wenig.

Nun sitz ich hier, ich alter Tor Wie verdammt schreibt man eine Rezension? Das kleine Büchlein von Frederic Schulz habe ich gelesen. Das war natürlich Voraussetzung. Und schummeln, wie damals an der Penne, als es noch reichte das zu schreiben, was man im Unterricht und von den Mitschülern aufgeschnappt hatte, geht gewiss nicht. Schon aus Mangel an Unterricht und Mitschülern.

Das Internet bemühe ich nur, um etwas mehr über den Autor, Frederic Schulz zu erfahren. Ich werde enttäuscht. Viel mehr als ich schon weiß, erfahre ich hier nicht. Ich bin allerdings etwas konsterniert, dass das zu besprechende Werk einmal als „Roman“ und ein andermal als „Erzählung“ bezeichnet wird. An wieder anderer Stelle wird es als „Biografie eines Verwandten“ und „ein unverzichtbarer Ratgeber für ein selbstbestimmtes Leben“ oder gar als „ein Manifest gegen das Mittelmaß“ bezeichnet. Um es vorweg zu nehmen: all das ist es eher nicht. Vielleicht von allem ein wenig.

Frederic Schulz holt einen mit ihm verwandten Schwaben aus der Versenkung der Vergessenheit. Das zumindest ist ihm gelungen. Eugen Schneppe, ein Ururahn des Autors, der bereits mit 19 Jahren sein junges Leben aushauchte, ist nun in die Literatur eingegangen, ist nun unsterblich geworden. So wie Fotografien eingefroren Zeit sind und die Abgelichteten dadurch unsterblich werden. Ob „Eugen“, das Buch, in hundert Jahren noch jemanden literarisch interessieren wird, wage ich zu bezweifeln. Aber egal. Eugen ist nun Bestandteil der Weltliteratur. Basta.

Eugen gehörte offenbar zu jenen Menschen, denen eine innere Stimme sagt, dass sie nur eine kurze Zeit auf dieser schönen Erde wandeln und die deshalb doppelt so intensiv leben, als alle anderen. Solche Menschen sind wie Kerzen, die an beiden Enden brennen, für eine kurze Zeit auch doppelt so viel Licht abgeben, um dann um so schneller zu verlöschen. Solche Menschen sind mir bereits im wahren Leben begegnet. Sie sind meist rücksichtslos, rücksichtslos vor allem auch gegen sich selbst. Das war Eugen vermutlich ganz besonders.

Als ich das Büchlein las, lugte auf den ersten Seiten, die die Kindheit Eugen Schnepples beschreiben, zwischen den Zeilen ein klein wenig der Michel aus Lönneberga hervor. Auch Eugen kommt an manchen Stellen lustig, an anderen wieder altklug und ein wenig frühreif daher. Aber es liest sich ganz gut, Langeweile kommt nicht auf. Dafür das ein oder andere Schmunzeln ins Gesicht.

So wie das Leben des Eugen eigentlich eine einzige Hatz ist, ist auch Frederic Schulz' Buch eigentlich eine Hatz. Vieles, was in jenen Jahren die Gemüter bewegte, wird zwar angerissen, aber für den Leser zu wenig sicht- und nicht nutzbar gemacht. Und dass, obwohl es Parallelen zu heute durchaus wert wären, als solche erkennbar zu werden. Handlungen beginnen und enden abrupt oder werden eben nicht logisch bis zum Ende geführt. Wenn der Autor das getan hätte, wären die fehlenden sechs Akte vielleicht nicht fehlend Obwohl ich diese Buch-Gestaltung nun auch wieder originell fand.

Das größte Manko des Buches sehe ich allerdings in der sprachlichen Gestaltung. Natürlich darf man die „goldenen Zwanziger Jahre“ auch mit dem Wortschatz von 100 Jahren später beschreiben. Legt man allerdings diesen Wortschatz in den Mund, respektive den Kopf des vor hundert Jahren Lebenden, dann wird es bedenklich. So zum Beispiel, wenn man die Polizisten als „Bullen“ bezeichnet, was erst ab den 1960ern geschah oder den Begriff „Tunte“, der in den 1920ern noch salopp abwertend für eine altjüngferliche, langweilige Frau gebraucht wurde.

Wenn ich meiner Krümelkackerei freien Lauf ließe, müsste ich auch noch auf ein paar historische Ungenauigkeiten verweisen, wie zum Beispiel, dass die Postbriefkästen zu jener Zeit nicht gelb waren
.....

Leider hat Eugen nicht lange genug in Berlin und im dortigen prallen Leben gewelt, um den damaligen Tanz der Gesellschaft am Abgrund in seiner ganzen Vielfalt, Monströsität und Dekadenz, seiner Größe und Abscheulichkeit in allen Nuancen zu erleben, so dass auch hier die Parallelen zum Heute leider zu kurz kommen. Schade eigentlich.

Bleibt als Fazit: ein dennoch kurzweiliges und lesenswertes Erstlingswerk

- **Mario Lamprecht** –